

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. zzgl. Bestellgeb.

Redaktion: Tauschaer Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5 gespaltene Petitzelle ober deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauschaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen

Des Reformationsfestes wegen erscheint die nächste Nummer Sonnabend den 1. November.

Der Kampf nach zwei Fronten.

* Leipzig, 30. Oktober.

Auf dem Hamburger Parteitage der freisinnigen Volkspartei hat Eugen Richter den Kampf nach zwei Fronten proklamiert. Nach rechts will er die Reaktion, nach links aber mit demselben Ungestim den Umsturz bekämpfen. Die Erfahrung zweier Jahrzehnte hat jedoch hinlänglich den Beweis geliefert, daß dieser ruhmredig angekündigte Kampf nach zwei Fronten in der Praxis nur nach einer Front geführt wird, nämlich gegen die Sozialdemokratie. Gegen die Reaktion hat der Freisinn noch selten anders gekämpft als mit Worten. Wenn es aber zur That kam, ist er voll und ganz und unentwegt als Schutztruppe der Reaktion aufmarschiert gegen die Sozialdemokratie. Davon kann sich jeder überzeugen, der, anstatt von „praktischer Arbeit“ zu reden, die wirkliche Praxis beobachtet, angefangen von der Ermöglichung des Sozialistengesetzes im Jahre 1884 bis herab zur Verhinderung der Abstimmungen über Zollfreiheit im Oktober 1902. In den tatsächlichen Kämpfen um die politische Macht und um den sozialen Fortschritt giebt es eben nur ein Für und Wider, und es ist der Beweis des Klassencharakters und Klasseninstinktes des Freisinns, daß er sich in solchen Fällen, ohne auch nur einen Augenblick zu schwanken, stets auf Seiten der Reaktion stellt.

Theoretisch ist es längst nachgewiesen, daß der Freisinn zur reaktionären Masse gehört und sich von den übrigen reaktionären Parteien nur dem Grade, nicht der Art nach, unterscheidet. Der aufmerksame Theoretiker kann durch die gegenwärtige Haltung des Freisinns nicht im mindesten überrascht sein. Er hat sie vorausgesehen, wenn auch nicht mit ganz derselben mathematischen Genauigkeit, mit der der Astronom Sonnenfinsternisse voraussieht, so doch immerhin mit genügender Sicherheit. Uebrigens haben wir auch nicht bemerkt, daß irgend jemand in der Partei dadurch überrascht worden wäre. Bei den Verrätereien aus Anlaß der letzten Stichwahlen, bei dem Bündnis des Freisinns mit dem nationalliberalen Brotwucherer in Forchheim-Kulmbach schüttelte wohl noch der jener verwundert den Kopf. Aber die neueste Verrätereie Eugen Richters im Reichstag wurde bereits als etwas gewissermaßen Selbstverständliches aufgenommen, das niemand anders erwartet hatte.

Man läßt sich aber nicht leugnen, daß innerhalb der freisinnigen Partei allmählich eine Strömung sich bemerkbar macht, die immer stärker gegen Richters antisozialistisches Gepolter sich wendet und deutlich den Anschluß nach links sucht. Die Berliner Volkszeitung, der man in allen rein demokratischen Fragen eine tapferere Haltung nachsagen muß, läßt keine Gelegenheit vorbegehen, ohne das undemokratische Verhalten des offiziellen Freisinns zu brandmarken, und besonders das Richtersche Wort vom Kampf gegen die zwei Fronten hat auch in weiteren Kreisen des Freisinns Mißbehagen erregt und Widerspruch hervorgerufen. So hat in Breslau eine freisinnige Versammlung stattgefunden, in der mehrere Redakteure der Breslauer Morgenpost nicht nur mit diesem Wort Richters, sondern auch mit dem jämmerlichen Verhalten des Freisinns bei den letzten Stichwahlen scharf ins Gericht gingen. Schließlich wurde sogar eine Resolution angenommen, an deren Schluß es heißt, daß dann „da, wo es nötig sei, den Kampf nach zwei Fronten aufgeben und mit den Gegnern der Reaktion, die links von uns stehen, Hand in Hand arbeiten müsse“. Auf der anderen Seite wissen wir, daß in unserer eigenen Partei Leute vorhanden sind, die bis vor kurzem noch nach einem Bündnis mit den Freisinnigen hindrängen. Augenblicklich ist es ja davon still geworden. Die neueste Haltung des Freisinns ist denn doch gar zu haarig gewesen. So empfiehlt z. B. Genosse Arons in den Sozialistischen Monatsheften für die nächsten Landtagswahlen keinerlei andere Abmachungen mit den Freisinnigen, als daß sie innerhalb eines und desselben Wahlbezirks zuerst für unsere Kandidaten stimmen müssen, worauf wir dann hinterher auch ihnen zu einer (natürlich vorher verabredeten) Anzahl von Abgeordneten verhelfen wollen. Ganz ausgeschlossen aber ist, nach Arons, eine Verabredung dergleichen, daß in einem Wahlkreis die Freisinnigen für uns, in einem anderen wir für sie stimmen sollen. Ohne uns für heute über diesen Vorschlag weiter auszulassen, kann doch konstatiert werden, daß er mit einem Bündnis schon nicht mehr die entfernteste Ähnlichkeit hat.

Aber dieses Brücken vom Freisinn geschieht immer nur aus Zweckmäßigkeitsgründen, weil er unzuverlässig ist. Es ist also noch viel zu sehr Sache der augenblicklichen Stimmung, die umschlagen kann, sobald sich der Freisinn wieder etwas radikal gebärdet. Tatsächlich kommen von anderer Stelle denn auch wieder ganz andere Nachrichten. In Oldenburg sollen unsere Genossen den Bürgermeister Koch in den Landtag gewählt haben, „trotzdem sie es“, wie Herr Koch erklärt, „frei

in der Hand hatten, statt seiner einen Parteigenossen zu wählen“. Wir wollen das für heute nicht kritisieren, weil wir es ganz einfach nicht glauben. Bis jetzt liegt nur die Erklärung des Herrn Koch vor, und da wollen wir denn doch abwarten, was unsere Oldenburger Genossen selbst dazu sagen. Vorläufig erscheint es uns ungläublich, daß sie einen Gegner gewählt haben, obgleich sie einen Parteigenossen hätten wählen können. Die Sache wird wohl anders zusammenhängen. Aber der Herr Bürgermeister hat sich in seiner Erklärung folgende Mitteilungen erlaubt:

„Ich bin von Sozialdemokraten gewählt, trotzdem ich bei jeder Gelegenheit betont habe, wie diametral entgegengesetzt meine Ansichten über die Fragen der hohen Politik, z. B. über die deutschen Monarchien, die deutsche Wehrkraft, das Privateigentum und über andere Fragen ihres Programms, sowie über die Art, in der sie vielfach für ihre Partei agitieren, den ihrigen sind. Ich bin gewählt worden... in dem Vertrauen, daß ich für die Gemeinde Delmenhorst, ihre Industrie und ihre Arbeiter einiges leisten, insbesondere auch ihre Erhebung zu einer Stadt erster Klasse werde betreiben können... Ihre ich nicht, so darf ich... in der aus praktischen Gesichtspunkten erfolgten Wahl eines Andersdenkenden durch Sozialdemokraten einen erfreulichen Beweis dafür erblicken, daß auch bei uns — wie überall, wo man die Arbeiter zu tätiger Mitarbeit heranzieht — diejenige Richtung in der Sozialdemokratie immer mehr erstarbt, die es sich zur Aufgabe macht, anstatt sich mit Slogansworten und Krümereien aufzuhalten, die Hebung des Arbeiterstandes ins Auge zu fassen, und die es dem Grafen Posadowsky ermöglicht hat, die Sozialdemokratie als die Vertretung der Arbeiterschaft zu bezeichnen.“

Die Anklage, die der Herr Bürgermeister unseren Delmenhorster Genossen entgegenschleudert, wiegt in der That nicht leicht. Was er ihnen nachsagt, steht etwa auf der Höhe derjenigen Leute, von denen man erzählt, sie hätten für Sozialdemokraten gestimmt, in der Hoffnung, dadurch zu einem Zweirad oder dergleichen zu kommen. Sollen doch — nach dieser Erklärung — die Delmenhorster so „tolerant“ gewesen sein, einen politischen Gegner zu wählen, damit er die Erhebung der Gemeinde in eine Stadt erster Klasse betreiben! Indessen, wir wollen hierüber, wie gesagt, nicht eher rechten, als bis die Delmenhorster Genossen sich selbst dazu geäußert haben. Was soll man aber dazu sagen, daß einzelne Parteiblätter die Erklärung des Bürgermeisters mit großer Befriedigung und mit Aeußerungen des Beifalls abdrucken. Ja eines, das Volksblatt für Anhalt, geht gar so weit, das Verhalten der Delmenhorster, so wie es der Bürgermeister darstellt, seinen Lesern zur Nachahmung zu empfehlen!

Der Liberalismus ist die Vertretung einer bestimmten kapitalistischen Gruppe. Deren Interessen muß er wahrnehmen, oder er verliert seine Existenz-

Seuilleton.

(Nachdruck verboten.)

Der Grabenhäger.

Roman von Wilhelm von Polenz.

Dem jungen Gutsherrn wurde die Zeit schließlich lang. Mecken konnte man sich das ja doch nicht, selbst wenn man sich Mühe gegeben hätte, wieviel die „Lark“ täglich Milchhertrag gab, ob die „Lisch“ kürzlich gelakt habe, oder daß die „Im'm“ altmell sei. Aber, man mußte schließlich dem alten Manne zuliebe Aufmerksamkeit an den Tag legen, um ihn nicht vor den Kopf zu stoßen.

Durch den Zugviehstall ging's in schnellerem Tempo, denn die Gespanne waren zum größeren Teil auf dem Acker. Auch die Schafe waren nicht zu Haus. Den Schweinen wurde noch ein Besuch abgestattet.

Heilmann klagte, daß es in diesem Jahre mit der Schweinezucht nicht gut gegangen sei. Er habe starke Verluste durch die Notlaufseuche gehabt. Ueberhaupt der Sommer sei schlecht gewesen, erklärte er: eine geringe Weizenernte, Gerste und Raps auch nicht glänzend. Die Erträge aus der Holländerei zwar wie immer gute, aber dafür der Ausfall bei den Schweinen, und jetzt die niedrigen Fleischpreise, auch die Wollschafe sei er in anderen Jahren besser los geworden. — Nun stehe die ganze Hoffnung nur noch auf den Rüben. — Er müsse den Herrn darauf vorbereiten, daß der Jahresabschluß kein günstiger sein werde.

Kriebow nahm das nicht allzu ernst. Er kannte die Eigentümlichkeit des Alten: der malte gern etwas schwarz.

Vielleicht war das sogar ein Kniff von ihm, um durch günstigere Resultate dann um so angenehmer zu überraschen. Wenn er auch noch so gefährlich gethan, bis jetzt hatte der Inspektor das Geld, so viel von ihm verlangt worden war, doch noch immer zur rechten Zeit abgeliefert.

„Können Sie einen Ritt vertragen, Heilmann?“ fragte Kriebow. „Ich wäre gern mal mit Ihnen über die Felder geritten.“

„Mit dem Reiten macht sich's noch so halbwegs. Der gnädige Herr müssen freilich Nachsicht haben; Karriere geht der alte „Jacob“ nicht mehr.“

Er bestellte sich bei einem der Knechte, der eben mit dem Biergespann vom Acker heimkehrte, seinen Schimmel. „Jacob“ war ein ausrangiertes Soldatenpferd von der nahen Kavalleriegarnison. Seiner kräftigen Statur wegen war das Tier von Heilmann erstanden worden, der gut seine zwei Centner in den Sattel brachte.

Man ritt auf dem Wege nach Langendamm zu, zuerst im Schritt; als aber Kriebow sah, daß sich der alte Mann im Sattel ganz wohl zu fühlen schien, ließ er die Bigenerin, eine Halbblutstute, die unter ihm manche Steeplechase mitgemacht, in Trab fallen.

In einiger Entfernung tauchten jetzt die Gespanne des Gutes auf. Kriebow litt es da nicht länger auf der Landstraße. Er rief dem Inspektor zu, er solle auf dem Wege weiter reiten; er selbst ließ die Braune über den Graben springen und sauste im Galopp über den Acker auf die Gespanne zu. Er ritt an jeden einzelnen der aus dem Sattel lenkenden Knechte heran, fragte nach den Pferden, ob sie gut fräßen und wie lange der Mann sie schon jahre. Dabei suchte er sich die Physiognomien der Leute einzuprägen. Das war ihm immer so schwer

gefallen; für sein Pferdegedächtnis hingegen war er bei der Truppe bekannt gewesen. Nachdem er so die acht Gespanne, die hier arbeiteten, durchgesehen hatte, sprengte er zu seinem Inspektor zurück.

Man ritt weiter. Der junge Gutsherr hob sich wiederholt im Sattel, Umschau haltend. Was er von hier aus mit dem Blick umspannte, war sein Eigentum: Felder, Wiesen, Weiden, Koppeln, Gewässer, Wald. Nur ganz fern am Horizont eine langgestreckte blaue Linie, das waren die Brölliger Tannen, die seinem Nachbar, Herrn Mecken, dem Besitzer von Bröllig, gehörten.

Welch ein Gefühl, sich so auf eigenem Grund und Boden zu wissen! Kriebow hatte dieses stolze Herrscherbewußtsein noch nie so stark empfunden, wie an diesem Herbstmorgen.

Früher hatte er sich das gar nicht so klar gemacht, was es bedeute, ein Stück Erde ganz zu eigen zu haben, darauf schalten und walten zu dürfen, daraus machen zu können, was man für recht hielt. Als sein Vater erkrankt starb, war Erich von Kriebow kaum vorbereitet, einen so umfangreichen und wertvollen Besitz zu übernehmen. Fast wie eine Last erschien ihm dieses Familienfideikommiß, das ihm, dem einzigen Nachkommen der ältesten Linie, zufiel. Mit bewußter Blässigkeit pflegte er im Kasino oder Klub von seiner „Hilfche dahinten“ zu sprechen. Im Alter, meinte er, wolle er sich dahin zurückziehen, um seinen Rohl zu bauen und Kartoffelfurden auszurichten.

Damals war er noch mit Passion Offizier. Stets hatte er bevorzugte Kommandos. Er war auf Kriegsakademie gewesen und wurde für zwei Jahre als Militärattaché nach Wien kommandiert. Die große Geselligkeit, der er durch Geburt, Haltung, und durch sein Vermögen